

Predigt am Drittlezten Sonntag im Kirchenjahr, 6. November 2016, Römer 14,7-9

Zum Ende des Kirchenjahres geht es noch einmal um die ganz großen Themen. Wobei, wann geht es in der Kirche am Ende nicht darum? Also es geht um die Themen, die auch von denen, die sonst nicht mit dem Glauben zu tun haben, als die ganz großen gesehen werden. Leben und Tod. Ewiges Leben. Ende der Welt. Das gehört für die Christen so sehr zusammen, dass es gar nicht anders gehen kann, als in zwei Wochen am Ewigkeitssonntag auch Totensonntag zu begehen.

Auch in den Worten, die wir vorhin als Epistel gehört haben, kommen die Themen „Leben und Sterben“ vor. Zumindest die Worte. Wir haben sie vorhin als erste Lesung aus der neuen Altarbibel gehört, der neuen alten Übersetzung von Martin Luther. Die sich an der Stelle auch nicht unterscheidet von der letzten Übersetzung von 1984. Es sind Worte, die man oft im Zusammenhang mit Trauer und Tod hört, Worte, die gesagt werden, um zu trösten. Das können sie auch. Sie waren so kurz, ich zitiere sie noch einmal

7 Denn unser keiner lebt sich selber, und keiner stirbt sich selber. 8 Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. 9 Denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebende Herr sei.

Diese Worte können tröstlich klingen, sind es auch. Aber sie gehen weit darüber hinaus. Über das hinaus, was wir selber uns ausdenken könnten. Und über den Anlass des Tröstens hinaus.

Sie wurden nicht geschrieben, um zu trösten, sondern um in einem Streit zu schlichten. Und gerade darum können sie uns auch trösten.

Manchmal hat man ja von der ersten Christenheit so ein Bild, dass das eine richtig tolle Gemeinschaft war. In Harmonie und Solidarität, mit Frieden, Freude und Eierkuchen. Das mit dem Eierkuchen kann ich nicht sicher sagen, aber da es damals ganz unterschiedliche Speisegewohnheiten gab, vermute ich es nicht. Frieden und Freude gab es in den ersten Generationen nicht unbedingt. Und das ist auch gut so. Denn viele der Briefe in der Bibel gehen auf genau so einen Situation ein. Und sie können auch heute in Meinungsverschiedenheiten vermitteln helfen. Wäre es damals alles zuckersüß harmonisch gewesen, dann wären die Christen später und bis heute ziemlich aufgeschmissen. Sie würden fragen, was läuft bei uns falsch, dass wir Streit haben? Und was sollen wir jetzt machen? Das gab's doch früher nicht! Gab's eben doch, und darum haben wir die meisten Briefe im Neuen Testament. Die waren dazu da, um in irgendeinem Streit zu vermitteln. Und selbst da, wo sie einen anderen Anlass hatten, wie beim Römerbrief, nutzen sie die Gelegenheit. Wenn schon mal Papyrus und Sekretär da waren, ...

Wir sind also, wenn es bei uns zufällig auch Diskussionen geben sollte, in guter Gesellschaft.

Das ist der Grund, warum uns ein ganzes Kirchenjahr lang Predigttexte aus den Briefen des Neuen Testaments zugemutet werden: Weil sie an Gemeinden mit ihren ganz besonderen Problemen gerichtet sind, und weil die Kirchengemeinden heute gar nicht so viel anders sind als damals. Darum haben diese Worte uns auch heute noch was zu sagen.

In Rom im 1. Jahrhundert gibt es Streit darüber, wie Christenmenschen zu leben haben. Nicht dass ihnen nicht der Tod vor Augen stehen würde, immerhin wird die Gemeinde sehr kritisch beobachtet, aber für die Zeit danach sind sie ganz guter Hoffnung, seit sie an Jesus Christus glauben.

Nur bis dahin gibt es heftige Diskussionen, wie das Leben gelebt werden soll.

Einige sind sehr streng, halten sich an jeden Feiertag, den sie kennen, essen kein Fleisch, weil es ja möglicherweise nicht nach allen religiösen Reinheitsvorschriften hergestellt wurden. Schließlich sagen sie: Nach all dem, was Jesus für uns erleiden musste, können wir da einfach leichtfertig und vergnüglich leben.

Andere sind in diesen Fragen eher – wie würde man heute sagen? – liberal, aber nicht weil sie es auch in Glaubensfragen sind, sondern weil sie besonders streng sagen: „Wir gehören allein zu Jesus Christus, Feiertagsregeln und Speisegebote können uns nichts anhaben.“

Über die richtige Ernährung wird heute auch noch gestritten, aber selten im Blick auf Gott. Über Feiertage schon eher. Wir haben das bei der Diskussion um die Öffnungszeiten von Bäckereien gemerkt, bei der um den Buß- und Betttag, bei der um die Bäderregelung in Schleswig-Holstein und Mecklenburg-Vorpommern.

Anderswo gibt es ganz andere Diskussionen. Um den Musikstil im Gottesdienst. Darum, welcher Arbeitsbereich in der Kirchengemeinde wichtiger ist als der andere. Vielleicht um Kleidungsfragen. Um das Verhältnis zur politischen Gemeinde.

Egal, worum es im Einzelnen geht: Es gibt etwas, was größer ist als die jeweilige Streitfrage. Etwas, was uns

zusammenhält, weil es mehr ist als der Zusammenhalt.

Was das ist, darin unterscheidet die Kirche sich von anderen Gemeinschaften, ob in Politik oder Sport oder wo auch immer. Auch die kennen ja Auseinandersetzungen und beschwören etwas Größeres.

Gerade in größeren Parteien gibt es ja auch immer wieder mal einen Richtungsstreit. Das ist meist ein gutes Zeichen, weil es zeigt, dass diese Partei keine Ein-Mann-Show ist, sondern eine lebendige Gemeinschaft.

Zwischen miteinander koalierenden Parteien gibt es dann schon öfter mal Auseinandersetzungen um den richtigen Kurs. Auch das ist erstmal ein gutes Zeichen.

Man hört dann manchmal von wohlmeinenden mehr oder weniger Außenstehenden den Appell, nicht mehr zu streiten, jetzt zusammenzustehen, für ein höheres Ziel. Zum Beispiel ... hm? Den Wahlsieg? Unser Land? Den Kampf gegen ... was auch immer?

Am Ende läuft es meistens darauf hinaus: Wir müssen zusammenhalten, weil wir eine Aufgabe haben.

In einer Regierung ist das wichtig, weil eine Regierung nur diesen einen Zweck hat: Ihre Aufgabe zu erfüllen.

In einer Mannschaft im Sport reicht das auch: Den Streit um die Kapitänsbinde oder die Macht im Management einstellen und zusammenstehen für das große Ziel: Klassenerhalt, Aufstieg, Meisterschaft.

Aber es bringt keinen Frieden. Es stellt die Streitigkeiten zurück hinter einen anderen Zweck. Aber sobald das Ziel erreicht ist – oder nicht erreicht ist – brechen die alten Rivalitäten wieder auf.

Darum können solche Apelle nicht genügen, wenn eine Gemeinschaft mehr ist als nur Zweckgemeinschaft. In einer Familie oder einer christlichen Gemeinde reicht es nicht, den Zusammenhalt zu beschwören oder auf ein gemeinsames Ziel hinzuweisen.

Wenn Paulus schreiben würde: „Keiner von uns lebt oder stirbt sich selber, sondern jeder von uns lebt oder stirbt für die Gemeinschaft“, dann wäre die Kirche eine gefährliche Sekte oder ein totalitäres Regime. Zu einer solchen Kirche, in der die Gemeinschaft Selbstzweck ist, in der ich nichts bin und die Gemeinschaft alles, zu so einer Kirche würde ich nicht gehören wollen.

Darum bietet die Bibel uns etwas Besseres an als das. Paulus erinnert die Gemeinde in Rom und heute die Gemeinde in Bargfeld an die gemeinsame Grundlage:

„Leben wir, so leben wir dem Herrn; sterben wir, so sterben wir dem Herrn. Darum: Wir leben oder sterben, so sind wir des Herrn. Denn dazu ist Christus gestorben und wieder lebendig geworden, dass er über Tote und Lebende Herr sei.“

Gott hat uns nicht allein gelassen in unserer Gottverlassenheit. Er hat es nicht ertragen, dass wir dem Tod verfallen sein sollen. Er ist selber Mensch geworden in seinem Sohn Jesus Christus. Er ist für unsere Sünde gestorben, und weil er dafür gestorben ist, darum vergibt er sie uns, wenn wir ihn darum bitten. Er ist von den Toten auferstanden, und weil er auferstanden ist, darum hat der Tod auch bei uns nicht das letzte Wort, wenn wir an ihn glauben. Wenn wir mit ihm zusammenleben.

Vielleicht leben Sie, vielleicht lebst Du schon lange mit Jesus Christus. Vielleicht ist auch heute der Tag damit anzufangen. Vielleicht zum erstenmal. Vielleicht wieder. Er reicht uns seine Hand und sagt: „Lass uns zusammen durchs Leben gehen. Du gehörst zu mir. Wenn Du willst, dann kann uns nichts mehr trennen, auch der Tod nicht.“

Das hat er in der Taufe zu uns gesagt. Das sagt er im Abendmahl zu uns. Das sagt er zu uns in seinem Wort, wenn wir es lesen oder andere es uns sagen.

Das ist es, was uns verbindet. Wir gehören zusammen, wenn und weil wir ihm gehören. Das verbindet Christinnen und Christen über alle Grenzen hinweg. Über die Grenzen von Kulturen und Sprachen. Über die Grenzen von Leben und Tod und über den Tod hinaus. Ja, sogar über die Grenzen unterschiedlicher Meinungen hinweg.

Und darum, weil es uns zusammenhält auch über die letzte Grenze hinaus, darum kann es dann auch Trost schenken, wenn wir dem Tod gegenüber stehen. Wenn das Ende ganz plötzlich kommt. Denn sein Versprechen gilt auch über das Ende hinaus.

Ob wir leben oder sterben, wir sind des Herrn, wir gehören ihm. Und darum gehören wir zusammen. Das genügt. Amen